

Die Versuchung des heiligen Hieronymus

Autor(en): **Grössel, Hanns**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Études de Lettres : revue de la Faculté des lettres de l'Université de Lausanne**

Band (Jahr): - **(1989)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-870675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE VERSUCHUNG DES HEILIGEN HIERONYMUS

Für Pierre Getzler

«Der heilige Hieronymus im Gehäus» heisst ein Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1514. In einem Zimmer, das Licht durch zwei verschieden grosse Fenster erhält, sitzt Hieronymus an einem Tisch und schreibt auf einer pultartigen schrägen Unterlage; ausser einem Kruzifix steht auf dem Tisch nur ein Tintenfass. Vier Bücher sind zu sehen, ein kleineres neben einem Totenschädel auf dem Brett des grösseren Fensters, die drei anderen auf der Sitzbank darunter. Alle vier Bücher liegen oder stehen ausser Reichweite des Schreibenden. Allerdings hat Hieronymus unmittelbar rechts von sich noch ein Schrägpult: es ist grösser als die Schreibunterlage und ragt nur zu einem kleinen Teil aus der ziemlich tiefen Fensternische hervor. Der Betrachter des Dürerschen Blattes kann deshalb nicht sehen, ob auf dem Pult ein weiteres Buch liegt oder nicht.

Sehr wahrscheinlich aber liegt eines da, und sehr wahrscheinlich ist es eine hebräische Ausgabe des Alten Testaments, das Hieronymus im Jahre 390 ins Lateinische zu übersetzen begonnen hatte. Für diese Wahrscheinlichkeit spricht, dass Dürers Stich einen bärtigen alten Mann zeigt, dass Hieronymus also schon mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ihn Jahrzehnte hindurch beansprucht hat, wenn auch vermutlich nicht so lange, wie Jacobus de Voragine in seiner *Legenda aurea* angibt; der schreibt darin über Hieronymus: er «lebte fünfundfünfzig Jahre und sechs Monate in heiligem Vorsatz und in der Übersetzung der Schrift». Jedenfalls darf man mit einiger Berechtigung den Titel von Albrecht Dürers Kupferstich durch einen Untertitel ergänzen, und der könnte lauten: «Übersetzer bei der Arbeit».

Dürer hat den heiligen Hieronymus noch auf anderen Blättern dargestellt, aber nicht als Schreibenden, sondern als Betenden, als Büsser in der Wüste, wo Hieronymus nach eigener Auskunft «das widerspenstige Fleisch durch wochenlanges Fasten» zähmte und erst dann aufhörte, sich die Brust zu schlagen, als Gott ihm Ruhe beschied. Die Anfechtungen des Fleisches malt Dürer nicht aus, wie es andere Künstler für den heiligen Antonius getan haben, und so könnte der Eindruck entstehen, als hätte Hieronymus in seinem «Gehäus», seiner Arbeitsstube fortan einen ungestörten Seelenfrieden genossen. Doch es gibt auch Anfechtungen des Geistes, insbesondere eine, gegen die selbst der Schutzpatron der Übersetzer wohl nicht gefeit war, und diese besondere Anfechtung will ich die «Versuchung des heiligen Hieronymus» nennen.

Sie tritt an den Übersetzer heran, wenn er eine mittelmässige, eine schlechte Vorlage zu übersetzen hat. Er ist dann in Versuchung, nachzubessern, aufzuschönen, kurzum: seinem eigenen Text eine Qualität zu verleihen, die das Original nicht hat. Und da der Übersetzer in *einer* Phase seiner Arbeit Analytiker und Kritiker ist, entgehen ihm Schwächen seiner Vorlage selten. Ich spreche nicht von Sachfehlern: einem falschen historischen Datum, einem nur aus dem Gedächtnis zitierten Vers oder Buchtitel. Sondern von überflüssigen oder schiefen Beiwörtern, unstimmgigen Metaphern, von schludrigen Überleitungen und Wiederholungen ohne Funktion. In neunundneunzig von hundert Fällen wird der Übersetzer dieser Versuchung erliegen. Er wird seinen Autor nicht mit dessen Unzulänglichkeiten vorstellen, sondern nach Kräften bemüht sein, ihn *seinem* Leser, dem Leser der Zielsprache, in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen — was ich für falsch halte, denn auch das ist Untreue, ist Verrat am Buchstaben des Originaltextes.

Freilich: die Versuchung des heiligen Hieronymus ist gross, ja übermächtig, und das aus verschiedenen Gründen. Ein sehr naheliegender Grund ist die Angst vor dem Kritiker, der bei übersetzten Büchern ja gerne alles, was ihm unerklärlich bleibt und nicht ins Konzept passt, dem Übersetzer anlastet. Der Hauptgrund aber ist die Aporie, in der sich der Übersetzer sozusagen *ex officio* befindet. Original und Übersetzung nämlich werden stets inkongruent bleiben — sonst wäre die beste Übersetzung das Original — und im besten Fall kann der Übersetzer mit seinem Text eine sehr enge Annäherung erzielen: die Inkongruenz ist sein Schicksal. Und deshalb reagiert er so empfindlich, wenn er bei dem Autor, den er übersetzt, auf eine andere Form von Inkon-

gruenz stösst, auf das Auseinanderklaffen von Absicht und Ausführung. Das erträgt er nicht; gewohnt, auf die Kongruenz von Original und Übersetzung hinzuarbeiten, verbessert er seinen Autor.

Georges Simenon — das jedenfalls war *meine* Erfahrung beim Übersetzen zweier Romane von ihm — Georges Simenon bringt einen nicht in diese Versuchung. Das liegt daran, dass er die Konzeption seiner Romane nahezu ohne Rest hat umsetzen können: sie sind nicht Rede geblieben, sondern Sprache geworden. Simenon verdankt das einer früh schon geübten Selbstkritik, einem «Ehrgeiz (...), nur *substantielle Wörter* zu verwenden», wie er das umschrieben hat, Wörter, «die das Gewicht der Materie haben, Wörter mit drei Dimensionen wie ein Tisch, ein Haus, ein Glas Wasser».

Zu seiner hohen Handwerksmoral haben auch Ratschläge erfahrener Kollegen beigetragen. In seinem Vortrag «Der Romancier» aus dem Jahre 1945 erzählt er, wie Colette ihm geholfen hat. Sie sass damals in der Feuilletonredaktion der Tageszeitung *Le Matin*, mit deren Chefredakteur, Henry de Jouvenel, sie in zweiter Ehe verheiratet war. Simenon legte ihr Erzählungen vor, die sie grösstenteils ablehnte — mit dem Kommentar: «zu literarisch, viel zu literarisch», den Simenon beherzigte und für sich selbst mit «geschraubt (...), unerträglich geschraubt» übersetzte.

Das hohe Mass an Kongruenz von Absicht und Ausführung in Simenons Romanen ist also ein Ergebnis geduldiger Arbeit und grosser Disziplin. André Gide hebt das in seinen Briefen an ihn hervor, spricht von einem «ungewöhnlich sicheren und disziplinierten Instinkt» und stellt fest: «Sie treffen heute mit sicherer Hand ins Schwarze.» Durch diese Qualitäten wirkt Georges Simenon seinerseits disziplinierend und erziehend auf seinen Übersetzer ein; er lehrt ihn, die Worte genau zu wägen, nur die substantiellen zu nehmen und die hohlen zu verwerfen — und erspart ihm die Versuchung des heiligen Hieronymus.

Hanns GRÖSSEL

ANMERKUNG

Mit Sicherheit zeigt ein Holzschnitt Albrecht Dürers aus dem Jahre 1492 den Übersetzer Hieronymus. Zum Betrachter hin aufgeschlagen, stehen vor ihm drei Bücher, die auf griechisch, auf hebräisch und auf lateinisch den ersten Satz der Genesis enthalten: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde». In Erwin Panofskys Dürer-Monographie wird dieser Holzschnitt mit «Der Hl. Hieronymus in seinem Studierzimmer» betitelt.